

Walter Christian Kärger, aufgewachsen im Allgäu, studierte an der Hochschule für Fernsehen und Film und arbeitete dreißig Jahre als Drehbuchautor in München. Über hundert seiner Drehbücher wurden für Kino oder TV verfilmt. Er lebt als Romanautor in Memmingen.

WALTER CHRISTIAN KÄRGER

Der Zorn des Zeppelin

Ein Fall für Kommissar Max Madlener

BODENSEE KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Gabriele und Tilman.
Sie wissen, warum.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: © mauritius images/imageBROKER/Stefan Arendt
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Carlos Westerkamp
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-95451-797-8
Bodensee Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

*Don't push me
'cause I'm close to the edge
I'm trying not to lose my head, ah-huh-huh-huh
It's like a jungle sometimes
It makes me wonder
How I keep from going under ...*
aus: »The Message« von Grandmaster Flash & The Furious Five

*Ich sage euch: man muss noch Chaos in sich haben,
um einen tanzenden Stern gebären zu können.
Ich sage euch: ihr habt noch Chaos in euch.*
aus: »Also sprach Zarathustra« von Friedrich Nietzsche

Das Ich ist nicht Herr im eigenen Haus.
Sigmund Freud

Prolog

Erst einige Wochen nachdem er sich endgültig entschlossen hatte, seine Mutter zu töten, schickte sich Dr. Arbogast an, sein Vorhaben in die Tat umzusetzen. Die finale Entscheidung war ihm bei Gott nicht leichtgefallen, aber es musste sein. Wie lange hatte er sich schon danach gesehnt, endlich in Freiheit zu leben und all das zu verwirklichen, wovon er sein ganzes erwachsenes Leben nur geträumt und phantasiert hatte. Jetzt endlich, nach Jahrzehnten der Selbstverleugnung, Bevormundung und Unterdrückung, hatte ihm ein gnädiges Schicksal die Möglichkeit dazu auf einem Silbertablett serviert. Er musste nur noch den letzten, entscheidenden Schritt machen, um sich endgültig aus den Fesseln der Vergangenheit zu lösen und emporzusteigen in sein dunkles Reich der Phantasie, die er nun endlich ausleben und verwirklichen konnte. Was hatte er nur alles nachzuholen!

Eine schwarze unbändige und zerstörerische Kraft durchströmte ihn bei diesem Gedankengang, der ihn die letzten Jahre mehr und mehr während der Arbeit und in seinen schlaflosen Nächten gefesselt hatte und zur Obsession geworden war, zur wahren Bestimmung seines Ichs.

Nicht dass er etwa bei seiner Arbeit geschludert hätte oder gedankenlos war und deshalb einen Fehler begangen hätte, das konnte er sich als seriöser und angesehener Apotheker in Friedrichshafen am Bodensee nicht leisten. Bei seiner Stellung und Verantwortung wäre selbst ein kleiner Fauxpas fatal gewesen und hätte sich schnell herumgesprochen. Nein, er durfte sich nicht den geringsten beruflichen Fehler erlauben, wenn er endlich ausleben wollte, was ihm bisher versagt und nur in seinen Phantasien vergönnt war. Solange er unter der Fuchtel seiner Mutter war, würde er genau so sein, wie sie sich das vorstellte.

Sehr bald schon hatte er gelernt, wie man sein wahres Ich unter dem Deckmantel der Anständigkeit, der Integrität und des konservativen Calvinismus verbarg, von dem die alteingesessenen Menschen in der Region geprägt waren. Das Vorspiegeln dessen,

was die Leute erwarteten, war ihm zur zweiten Natur geworden. Wenn er seinen weißen Kittel anhatte, sein Namensschild mit dem Dokortitel neben der Brusttasche mit den akkurat darin aufgereihten Kugelschreibern, dann war er eine Autoritätsperson mit der Aura der Zuverlässigkeit, des Fachwissens und der Respektabilität. Genau so, wie ihn seine Mutter immer gewollt hatte und wie sie ihn nach ihren Vorstellungen geformt zu haben glaubte. Aber hinter der Maske der Achtbarkeit brodelte es von Anfang an. Sein Lieblingsbuch seit Kindertagen war »Der seltsame Fall des Dr. Jekyll und Mr. Hyde« von Robert Louis Stevenson. Als er es das erste Mal gelesen, ja verschlungen hatte, war das sein Damaskuserlebnis gewesen. Dieses Buch hatte ihm die Augen geöffnet, wer er wirklich war.

Zum Glück war er nicht nur damit gesegnet, dass er seine wahre Natur verbergen konnte, was er bis zur Perfektion entwickelt hatte, er besaß zudem auch die Geduld eines Krokodils, das so lange regungslos am Wasserloch im Schlamm warten konnte, bis ein unbedarftes Gnu durstig genug war, heranzukommen und ihm in aller Unschuld beim Saufen den schlanken Hals zu präsentieren.

Jahrelang hatte Dr. Arbogast gewissermaßen in seinem Schlammloch ausgeharrt, bis sich eine günstige Gelegenheit bieten würde, um sich in das zu verwandeln, was er eigentlich in seinem Innersten war: ein Monster. Ein Monster, das nur darauf fixiert war, sich in einer blitzschnellen Bewegung aus seiner Starre zu lösen und zuzupacken, seine rasiermesserscharfen Zähne in den Hals seines Opfers zu schlagen, es erbarmungslos hin und her zu schleudern und das Blut zu schmecken, das ihm in seine Lefzen floss, und diesen Augenblick der absoluten Macht zu spüren, Herr über Leben und Tod zu sein.

Eine Bestie ohne Gnade und ohne Gewissen.
So wie Gott.

Bei diesem blasphemischen Gedanken lächelte er in sich hinein, während er die Medikamente für eine alte Dame, eine Stammkundin und Mitglied im Kirchenvorstand, zusammenstellte.

Wenn das seine Mutter wüsste, seine Mutter, die nie auch nur

einen Sonntagsgottesdienst versäumt hatte. Was sie selbstverständlich auch von ihm erwartete. Und er war über all die Jahre wahrlich ein folgsamer und fügsamer Sohn gewesen, halleluja und gepriesen sei der Herr! Klaglos war er nach dem glänzenden Abschluss seines Pharmaziestudiums, das er mit einem Summa-cum-laude-Dokortitel gekrönt hatte, in die väterliche Apotheke und seine Heimatstadt zurückgekehrt, um an der Seite seiner Mutter, die selbst Apothekerin und seit seinem dreizehnten Lebensjahr Witwe war – damals war sein Vater bei einem schrecklichen Unfall ums Leben gekommen –, die Apotheke zu führen, die seit Generationen im Besitz der Familie Arbogast war, eine Institution in Friedrichshafen und weit darüber hinaus.

Die Pflegerin, die zweimal am Tag vorbeikam und sich um seine Mutter kümmerte, war die Hintertreppe von der Wohnung, die im selben Haus über der Apotheke lag, heruntergekommen und wartete, bis Dr. Arbogast die Kundin bedient hatte. Er steckte die Medikamente in eine Plastiktüte, dazu als Beigabe ein Fläschchen Multivitamine – Frau Frantischek war Privatpatientin, und die Medikamente waren teuer, ein Präsent in angemessener Größenordnung wurde selbstverständlich erwartet.

»Es fehlt noch was, Herr Doktor«, bemerkte die alte Dame mit den gedrechselten grauen Dauerwellen süffisant und lächelte auffordernd.

Dr. Arbogast, der selbstverständlich alle Eigenheiten seiner anspruchsvollen Stammkundschaft kannte, spielte mit und griff sich, als sei er zerstreut, an die Stirn, bevor er der Kundin noch die neueste Ausgabe der »Apotheken Umschau« in die Hand drückte und sie mit Namen und Titel ihres verstorbenen Mannes verabschiedete. Dieser war Gymnasialprofessor gewesen, und sie erwartete selbstverständlich, dass sie mit »Frau Professor Frantischek« angesprochen wurde. Arbogast wusste, dass sie nur von ihm und in ihrer Metzgerei so titulierte wurde, aber seiner Kundschaft Honig ums Maul zu schmieren gehörte zu seinem Service, und er tat ihr selbstverständlich diesen Gefallen, der ihn nichts kostete als ein vorgetäushtes freundliches Lächeln.

Zufrieden verließ sie die Apotheke, nicht ohne sich vorher

noch in der offenen Tür nach dem Befinden seiner Mutter zu erkundigen, was er mit traurigem Dackelblick und einem leisen »Nicht so gut, leider« beantwortete, das ein resignatives Nicken und mitfühlendes Seufzen ihrerseits zur Folge hatte, bevor sich die Tür endgültig hinter ihr schloss.

Arbogast wandte sich der jungen Frau vom Pflegedienst zu, die hinter ihm gewartet hatte.

»Ich habe Ihrer Mutter eine neue Windel angelegt, die Infusion läuft noch, Sie wissen ja Bescheid. Sie schläft jetzt«, sagte sie.

»Gut«, sagte er und nickte. »Vielen Dank.«

»Wir sehen uns morgen früh.«

»Ja, schönen Abend noch«, verabschiedete er die Pflegerin und hielt ihr die Tür auf. Er blickte ihr nach, wie sie in einen taubenblauen Opel Corsa mit der Aufschrift »Ambulante Kranken- und Seniorenpflege Meyer-zur Heyde« stieg und davonfuhr. Dann sah er auf seine Uhr.

Zeit, Feierabend zu machen. Er schloss die Tür ab und ließ den Schlüssel wie immer von innen stecken. Trotzdem versicherte er sich noch einmal, ob die Tür auch wirklich verriegelt war, eine seiner vielen Marotten, die er sich einfach nicht abgewöhnen konnte. Er war sich dessen bewusst, aber das neurotische Sicherheitsbedürfnis seiner Mutter – »Hast du auch den Herd abgestellt? Ist das Auto abgesperrt? Sind die oberen Fenster zu? Es sieht nach einem Gewitter aus!« – war auch ihm in Fleisch und Blut übergegangen.

Zeit, um endlich zur Tat zu schreiten.

Er griff in die Schublade mit den steril verpackten Einwegspritzen, nahm eine heraus und entfernte die Cellophanhülle.

Mit der Spritze bewaffnet ging er leichten und federnden Schrittes zur hinteren Tür der Apotheke, die ins Treppenhaus führte, über das man zur Wohnung im ersten Stock hinaufgelangte.

Er konnte es kaum erwarten. Heute war der 1. September. Der Jahrestag, der einen anderen Menschen aus ihm gemacht hatte. Genau der richtige Zeitpunkt, um die nächste Stufe seiner Entwicklung zu erklimmen.

Zum Baal, zum Übermenschen, der über den mühevoll auf-

gehäuften zivilisatorischen Gesetzen und ihrer übergestülpten Moral stand. Ab sofort hatten sie ihre Gültigkeit für ihn verloren. Oder besser: Er hatte sie abgeschüttelt wie ein Reptil seine zu dünn gewordene Haut.

Eine neue Zeitrechnung für Dr. Anselm Arbogast war angebrochen.

Im Presseraum des Polizeipräsidiums Friedrichshafen bereitete sich Kriminaldirektor Thielen zwei Stunden vor Feierabend darauf vor, wieder einmal einen seiner wegen ihrer Länge, Ausführlichkeit und auswuchernden Phrasenhaftigkeit berüchtigten und gefürchteten Vorträge zu halten. Die Kripoleute von den Abteilungen Kapitaldelikte und Sitte waren pflichtgemäß vollständig angetreten, ebenso die Techniker vom Erkennungsdienst und der Spurensicherung, die keine Ausrede mehr gefunden hatten, denn Thielen war so schlau gewesen, seinen Auftritt bei ihnen so kurzfristig wie möglich von seiner Sekretärin Frau Gallmann anberaumen zu lassen, weil er seine Rede naturgemäß vor möglichst zahlreichem Publikum an die Frau beziehungsweise den Mann bringen wollte. Die Nachbarschaftsreviere hatten notgedrungen ebenfalls Abgesandte geschickt, sogar einige Männer von der Verkehrspolizei waren abkommandiert worden, und auch die Wasserschutzpolizei aus Überlingen war nicht umhingekommen, zwei wichtige Beamte nach Friedrichshafen zu beordern.

Schließlich ging es um das grundsätzliche Verwaltungsthema »Verbesserung der Koordination und Bündelung polizeilicher Verfahren und Abläufe unter dem besonderen Gesichtspunkt von mehr Effizienz«. Ein Dauerbrenner des Kriminaldirektors, den er schon in unzähligen Updates durchdekliniert hatte, und in etwa so spannend, wie Bettlaken auf der Wäscheleine beim Trocknen zuzusehen.

Hauptkommissar Max Madlener und seine Assistentin Harriet Holtby wussten das und waren deshalb absichtlich weit vor der Zeit aus ihrem Büro, das nebenan im Gebäude der Verkehrspolizei untergebracht war, herbeigeeilt. Ihr Kalkül ging auf, sie hatten das Glück, zwei Plätze in der allerletzten Stuhlreihe zu ergattern. Wer das Pech hatte, pünktlich oder mit Verspätung einzutreffen, musste sich weiter vorne platzieren. Die Azubis saßen alle in der ersten Reihe, weil sie noch nicht besser wussten, was auf

sie zukam, oder weil sie hofften, mit ihrer Streberhaftigkeit die Aufmerksamkeit des Chefs auf sich zu ziehen und so für einen möglichen Aufstieg auf der Karriereleiter Pluspunkte sammeln zu können.

Thielen wartete, bis die gut drei Dutzend Stühle alle besetzt waren, und plauderte derweil mit seiner Sekretärin Frau Gallmann, die eben ein Glas kohlenstoffsaures Mineralwasser auf dem Rednerpult abgestellt hatte und den Sitz seiner Krawatte korrigierte. Sie gab wie immer ihr Bestes, um ihren Chef zu umsorgen und bei Laune zu halten. Und wie immer sah sie aus wie aus dem Ei gepellt: die Haare wie frisch vom Friseur, Fingernägel, Make-up, lilafarbenes Kostüm, gestärkte weiße Schluppenbluse mit Trompetenärmeln, die etwas zu hohen, farblich passenden Pumps – alles war perfekt aufeinander abgestimmt. Madlener war sich sicher: Solange Frau Gallmann für die Verkörperung von Kontinuität und Solidität im Polizeipräsidium zuständig war, würde die Welt sich zuverlässig weiterdrehen und der Himmel einem nicht auf den Kopf fallen.

Die letzten Stühle wurden gerückt, und allmählich kehrte erwartungsvolle Stille ein. In vorausgehendem Gehorsam hatte jeder der Zuhörer zumindest ein Laptop oder einen Notizblock auf den Knien, sei es aus Pflichtbewusstsein – bei den Novizen –, sei es, weil sie wussten, dass Kriminaldirektor Thielen davon ausging, dass jedes seiner goldenen Worte pflichteifrigst festgehalten wurde, um bei Bedarf nachgelesen und memoriert werden zu können.

Er blätterte zufrieden durch seine Unterlagen. Sein Blick schweifte über die geschlossenen Reihen der Zuhörer, wie stets registrierte er genauestens, wer seine Anwesenheitspflicht ernst nahm und sich eingefunden hatte und wer nicht.

Madlener und Harriet in der hintersten Reihe wandten ihm schon ihr Aufmerksamkeitsgesicht zu, das aber nur auf ihrer raffinierten Verstellungskunst basierte, denn sie waren zwar körperlich, aber nicht geistig anwesend, auch wenn Harriets aufgeklapptes Laptop und Madleners Notizbüchlein eine andere Haltung vortäuschten. Harriet stellte sich darauf ein, ihren im Yogakurs erlernten Schlafmodus mit offenen Augen – ihre

Yogalehrerin nannte die Übung »Dem Drachen in die Augen schauen« – zur Anwendung zu bringen und zu vervollkommen. Madlener war sowieso ein Meister im Vorgaukeln von großem Interesse, wenn es um die schier endlosen Ansprachen des Kriminaldirektors ging, auch wenn er bereits dabei war, an etwas Wichtigem zu feilen: seiner neuesten (S)hitliste, einer Liste von Dingen, die die Welt nicht brauchte.

Die zweite Liste, die er sich immer vornahm, wenn es im Präsidium keine dringenderen Fälle zu bearbeiten gab als des Nachts abgesägte Maibäume in irgendeinem Dorfflecken im Hinterland oder auf dem Seeparkplatz abgerissene Mercedessterne und er sich dementsprechend langweilte, war die von den besten Pop-songs aller Zeiten – ein mühevolleres und wohl für ewige Zeiten nicht zu vollendendes Unterfangen, weil ihm immer wieder Titel einfielen, die er noch in seine Top 100 aufnehmen wollte, obwohl er bereits mehr als das Doppelte an Songs hatte und eigentlich eher radikal kürzen musste, sonst würde die Aufstellung seiner Rangliste mit seinem Eintritt ins Rentenalter noch immer ein Torso sein.

Er überlegte, ob er die selbst aufgestellte eherne Regel umstoßen und aus den besten hundert eine Top 200 machen sollte, um nicht doch noch Songs unter den Tisch fallen lassen zu müssen, die die Welt seiner Meinung nach maßgeblich bereichert und ein gutes Stück erträglicher gemacht hatten. Nach langem innerem Kampf beschloss er aber dennoch, es bei einhundert Titeln zu belassen, um seine Herzensangelegenheit nicht allzu sehr ins Uferlose auszuweiten, da war eben ein gewisses Maß an Selbstdisziplin angebracht.

Während Kriminaldirektor Thielen mit seinem Vortrag begann, den er wie immer mit einem Witz einleitete, der einen Bart hatte wie ein Klischee-Salafist und bei dessen misslungener Pointe trotzdem pflichtgemäß gelacht wurde, überlegte Madlener, ob er den Song »Stool Pigeon« von Kid Creole & the Coconuts auf Platz neunundneunzig positionieren und dafür »Dedicated Follower of Fashion« von den Kinks eliminieren sollte, wobei er automatisch mitlachte, als das die anderen taten. Er setzte Kid

Creole innerlich auf seine Warteliste, weil ihm einfiel, als er seinen Namen ins Notizbuch schrieb, dass er schon seit Langem noch eine weitere Rangliste mit den peinlichsten lebenden Persönlichkeiten anlegen wollte.

Kriminaldirektor Thielen hatte durchaus berechnete Chancen auf einen der vorderen Plätze, die derzeit von Dieter Bohlen, Hansi Hinterseer, Lothar Matthäus, Heidi Klum, Boris Becker und den Geissens besetzt waren. Die Auswahlkriterien waren eine komplizierte Mischung aus dem geschätzten Intelligenzquotienten, dem exhibitionistischen Auftreten in Interviews und dem gefühlten Fremdschämfaktor, den die Akteure und Aktrizen bei ihren Aussagen und Auftritten bei ihm auslösten.

Er ging seine Notizen noch einmal durch.

Auf Platz eins der Rangliste von den Dingen, die die Welt nicht brauchte und/oder die sie ein gutes Stück hässlicher machten, stand seit langer Zeit unangefochten die Duravit-Fernbedienung für Klospülungen, ein wahres Evergreen. Auf Platz zwei kam der Wackeldackel, gleichauf gefolgt von Marmelade in Aludöschen und einem Strunkentfernungsgerät für Tomaten, gehäkelten Klo-papierhüten und sämtlichen Coverversionen, die André Rieu jemals eingespielt hatte. Aber erst gestern war er durch Zufall im Supermarkt auf eine brandaktuelle, grandios überflüssige Neuentwicklung der Abfallindustrie gestoßen, die beste Aussichten hatte, aus dem Stand einen Spitzenplatz zu erreichen, er wusste nur noch nicht, ob er sie auf Platz vier oder fünf ansiedeln sollte: der beduftete Müllbeutel in drei verschiedenen Geruchsvariationen – wahlweise Floral, Orient oder Vanille. Fehlte nur noch Chanel N° 5 für die Hausfrau mit Stil, alternativ im Zuge der Gleichberechtigung Man Extreme von Bulgari für den Hausmann.

Madleners leerer Blick war zwar auf den Kriminaldirektor gerichtet, der hinter dem Rednerpult mit Inbrunst und Pathos seinen Vortrag hielt wie der Bundespräsident seine unvermeidliche Rede zum Tag der Deutschen Einheit, aber in seinem Kopfkino stellte er sich vor, wie die schmutzig grauen Mülltüten bei der Herstellung an einem Fließband von leicht bekleideten Germany's-Next-Topmodels mit Riesenflakons eingesprüht

wurden. Unwillkürlich grinsend schüttelte er dabei den Kopf, was Gott sei Dank nur Harriet auffiel, die ihn sanft von der Seite anstupsste, was ihn wieder in die schnöde Wirklichkeit zurückbrachte.

Die Rede von Kriminaldirektor Thielen war – dem Himmel sei's gepriesen! – durch die intensive geistige Beschäftigung Madlener mit den wirklich wichtigen Petitessen des Lebens schon weit fortgeschritten und inzwischen bei den Statistiken angelangt, einer Stelle, die Thielen immer besonders genüsslich auswalzte und mit von Frau Gallmann an die Wand projizierten Diagrammen untermauerte.

Die hingebungsvolle Interpretation endloser Säulen und Zahlen durch ihren Chef übertraf bei Madlener und Harriet die Wirkung und Durchschlagskraft von einer Handvoll Valium bei Weitem. Beide kämpften geradezu heroisch gegen die bleierne Müdigkeit an. Madlener vertiefte sich noch mehr in seine Ranglisten, und Harriet musste sich mehrfach in ihren Oberschenkel zwicken, um nicht vollends einzunicken. Es war ein langer Tag gewesen.

Madlener gab sich einen Ruck, setzte sich wieder gerade hin und klatschte in die Hände, weil plötzlich, er wusste nicht, warum, Beifall aufbrandete.

Thielen dankte mit erhobenen Armen und entließ endlich die gesamte Belegschaft, sofern sie nicht Bereitschaftsdienst hatte, ins verdiente Wochenende, nicht ohne noch einen seiner geliebten englischen Aussprüche loszuwerden: »Who fights can lose. Who doesn't fight has already lost.«

Allmählich hatten auch die pflichteifrigsten Polizisten angefangen, klammheimlich auf ihre Armbanduhr zu schießen, aber sie nickten alle beifällig. Ob aus Erleichterung, dass der Redemarathon überstanden war, oder aus Verlegenheit, weil sie den Spruch und vor allem den inhaltlichen Zusammenhang nicht verstanden, war einerlei, für Thielen zählte nur die Bestätigung seiner rhetorischen Kunst und seiner umwälzenden Verbesserungsvorschläge in verwaltungstechnischer Hinsicht.

Zu guter Letzt setzte er noch einmal an. »Einen Augenblick bitte, Herrschaften! Bevor Sie jetzt alle aufbrechen, darf ich Ihnen noch eine kleine Wochenendlektüre ans Herz legen. Es ist ein Flyer, in dem ich selbst alles zusammengetragen habe, womit wir den Dienstweg optimieren können. Frau Gallmann, bitte ...«

Frau Gallmann ging schon durch die Reihen und verteilte die Broschüre.

Madlener und Harriet sahen sich an und wussten im selben Augenblick, dass sie wieder einmal den gleichen Gedanken hatten: Es war an der Zeit, dass sie endlich mit einer anspruchsvollen Aufgabe konfrontiert wurden, bevor Thielen noch dazu überging, von ihnen allen zu verlangen, seine Denkschriften auswendig zu lernen und jeden Tag zum Dienstantritt vorzutragen. Sie nahmen den schriftlichen Erguss ihres Chefs angemessen respektvoll entgegen und machten, dass sie aus seinem Radarbereich und dem Polizeipräsidium kamen, wo sie den Flyer, kaum waren sie außer Sichtweite, umweltverträglich im nächsten Papiercontainer entsorgten.

Dr. Anselm Arbogast hörte leise Stimmen von oben, als er die hintere Stahltür zur Apotheke abgesperrt hatte und die Treppe zum ersten Stock in den Wohnbereich hinaufging. Aber das war nicht ungewöhnlich. Die Stimmen stammten vom Fernseher, der Tag und Nacht im Schlafzimmer seiner Mutter lief. Sie war seit gut einem halben Jahr ans Bett gefesselt. Seit ihrem schweren Schlaganfall, dem Blutgerinnsel im Gehirn. Der Apoplex hatte seine Mutter im Schlaf überrascht und rechts halbseitig gelähmt. Er hatte Adelheid Arbogast, Witwe und Apothekerin, über Nacht in einen lebenden Leichnam verwandelt, der sich nicht mehr artikulieren konnte und nur noch im Dämmerzustand im Ehebett dahinvegetierte, ein regloser Zombie, mit dem keine Kommunikation mehr möglich war, obwohl die altkluge Pflegerin meinte, man könne nie wissen, ob so ein im Koma liegender Patient nicht doch alles oder wenigstens einiges von dem mitbekomme, was um ihn herum vorging.

Niemand kannte Adelheid Arbogast so gut wie ihr einziger Sohn. Er brauchte ihr nur in die Augen zu sehen, dann wusste er Bescheid: Sie bekam alles mit.

Und er wusste auch genau, was sie am meisten hasste: Fernsehen und Werbung im Fernsehen.

Noch während sie im Krankenhaus lag, hatte er ihr einen neuen Flachbildschirm so vor das Bett in ihrem Schlafzimmer gestellt, dass sie, wenn sie wieder daheim war und die Augen aufmachte, gar nicht umhinkam, etwas anderes zu sehen als die stets flimmernde Mattscheibe.

Der Pflegerin flunkerte er vor, dass er das Gefühl habe, seine Mutter freue sich darüber, unterhalten zu werden. Sie habe ihm einmal dankbar die Hand gedrückt, wenn auch schwach, aber er habe es deutlich gespürt. Die Lautstärke war so eingestellt, dass er gerade nicht gestört wurde, wenn er die Schlafzimmertür seiner Mutter geschlossen hatte. Wenn er sie heimlich aus einem Winkel, der außerhalb ihres Gesichtsfeldes lag, beobachtete, was

er oft und mit Genugtuung tat, schien sie seine Gegenwart doch zu spüren und wahrzunehmen und murmelte Unverständliches. Ihr maskenhaftes, verzerrtes Gesicht versuchte mit übermenschlicher Anstrengung, sich irgendwie zu äußern, aber es gelang ihr nicht. Sie hatte eine leicht zu bedienende Fahrradklingel an ihrem Nachtkästchen, die Arbogast extra für sie angebracht hatte, damit sie sich bemerkbar machen konnte, denn ihre linke Hand konnte sie bewegen. Aber Arbogast schob einfach, wenn ihm das Geklingel auf den Wecker ging, das Nachtkästchen ein kleines Stück aus ihrer Reichweite. Noch in ihrem jetzigen Zustand hätte sie ihn sonst terrorisiert, so wie sie das ihr ganzes Leben hindurch getan hatte.

Damit war jetzt ein für alle Mal Schluss.

Die Installation aus Klingel und TV-Gerät war von der Pflegerin mit viel Anerkennung bedacht worden, sie fand es großartig, wie Dr. Arbogast seiner Mutter das armselige Stückchen Leben, das ihr noch geblieben war, erleichterte. Überhaupt: wie rührend der Sohn um seine Mutter besorgt war, ein wahres Vorbild für alle Menschen, die sich selbst um die Pflege ihrer Angehörigen kümmern mussten. Und dabei hätte Dr. Arbogast doch das Geld gehabt, um seine Mutter in einem teuren Pflegeheim unterzubringen. Aber nein – er wollte selbst für sie da sein, sie sollte nicht aus ihrer gewohnten Umgebung gerissen werden. Das würde die Pflegerin auch brühwarm allen weitererzählen, und sie kam viel herum, das hatte Dr. Arbogast einkalkuliert. Manche Stammkunden, die davon erfahren hatten und ihn deswegen über den Schellenkönig lobten, wie man in Friedrichshafen zu sagen pflegte, konnten sich vor Lob und Bewunderung für die rührende Besorgtheit des Apothekers kaum noch zurückhalten. Manchmal war ihm das selbst richtiggehend peinlich, jedenfalls tat er so.

Insgeheim jedoch aalte er sich geradezu in der Sonne der öffentlichen Meinung, ihr strahlender Glanz trug nur dazu bei, seine wahre Natur zu übertünchen, der er von nun an umso eifriger und ungestörter erlauben konnte, das zu tun, was sie immer schon tun wollte.

Unbewusst sang er ein Lied vor sich hin, »Freude, schöner

Götterfunken, Tochter aus Elysium, wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum ...«, das ihm seit Kindertagen nicht mehr über die Lippen gekommen war. Jetzt auf einmal fiel ihm der gesamte Text wieder ein, als er im Schlafzimmer seiner Mutter vor ihrem Bett stand und ihr leidendes Gesicht im flimmernden Licht des Flachbildfernsehers genoss. Er hatte extra den Ton leise gestellt, damit sie, wenn sie dazu noch in der Lage war, seinen Liedtext verstehen konnte. Vielleicht würde sie dann auch alles verstehen, was er bisher vor ihr geheim gehalten hatte, wer weiß. So kurz vor ihrem Ende hatte sie vielleicht einen dieser helllichtigen Momente, von denen er einmal gelesen hatte. Er zog den Besucherstuhl ans Bett heran und setzte sich neben sie.

Endlich konnte sie nicht mehr über ihn bestimmen, ihn mit ihrer mitleidheischenden, wehklagenden Stimme traktieren, ihm Befehle erteilen, die in letzter Zeit nur noch mühsam als Anweisungen oder Bitten verklausuliert dahergekommen waren. Lange genug hatte er nach ihrer Pfeife getanzt, zu lange.

Eigentlich ein ganzes Leben lang.

Er griff sich an den Kopf – meldete sich da seine Migräne wieder? Prophylaktisch schluckte er eine von seinen Tabletten, die er immer in einem Döschen bei sich hatte, und spülte sie mit einem Schluck aus der Wasserflasche hinunter, die auf dem Nachtkästchen seiner Mutter stand. Eine erzwungene Auszeit wegen eines Anfalls – und sei sie auch noch so kurz – konnte er sich in diesem Stadium auf keinen Fall leisten.

Er seufzte und drehte sich zum Bildschirm um, weil er sehen wollte, was die letzten Eindrücke waren, die seine Mutter auf dem Weg ins Jenseits zu Gesicht bekam. Ausgerechnet einen dieser Fernsehfilme, die sie hasste wie die Pest. Rosamunde Pilcher. Deutsche Akteure aus der zweiten und dritten Schauspielerrriege, die so taten, als seien sie Engländer. Holy shit! Seiner Mutter musste es gehen wie der Queen, wenn sie an ihre verkorkste Familie dachte: She really was not amused!

Er stellte es mit der Fernbedienung wieder ein bisschen lauter, damit sie auch wirklich hören konnte, was da vor sich ging, und auf gar keinen Fall den Werbeblock verpasste. Wenn sie noch

könnte, würde sie sich jetzt winden vor hilfloser Qual. Ihre Augen flackerten voller Wut, das war der einzige Ausdruck, den sie noch hinbekam. Er nutzte die Gelegenheit und zeigte ihr die Spritze, zog demonstrativ den Kolben heraus, um sie mit Luft zu füllen.

»Du weißt schon, was heute für ein Datum ist, ja? Unser Jahrestag. Der 1. September. Du erinnerst dich doch noch daran? Ich weiß genau, dass du das nicht vergessen hast. Dann wollen wir mal ... Zeit, Adieu zu sagen.«

Ihre linke, zitternde Hand tastete vergeblich nach der Fahrradklingel, aber die hatte er beim Hereinkommen tunlichst aus ihrer Reichweite geschoben. Ihre Reaktion zeigte, dass sie sehr wohl verstand, was er vorhatte. Die pure Panik spiegelte sich in ihren Augen, die weit aufgerissen waren.

Umso besser.

Dann konnte sie den endgültigen Triumph in seinem Blick wenigstens wahrnehmen.

Er nickte ihr zu: Es war unwiderrufflich so weit.

Er betrachtete ihre rechte Hand, die blau geädert und mit Altersflecken übersät regungslos auf der Bettdecke lag. Im Handrücken war der Katheter mit dem Infusionsschlauch. Er würde jetzt an einer Stelle, die man hinterher nicht bemerken würde, die Spitze der Spritze einstechen und Luft in den Katheter drücken. Die Luft würde in die rechte Herzhälfte und von dort in die Lunge gelangen. Der Druck in der rechten Herzhälfte würde ansteigen, und die Blutgefäße der Lunge würden sich zusammenziehen. So lange, bis die Embolie in die linke Hälfte des Herzens weiterwanderte. Durch den Blutkreislauf hatte die Luftblase nun Zugang zum ganzen Körper. Wenn sie sich in einer Koronararterie festsetzte, würde sie einen Herzinfarkt auslösen. Wenn sie ins Gehirn gelangte, einen zweiten Schlaganfall.

So gut wie nicht nachweisbar, wenn man nicht danach suchte.

Und wer sollte das schon tun? Der langjährige Hausarzt würde eine natürliche Todesursache diagnostizieren, ihm kondolieren und ihm von Doktor zu Doktor sagen, dass seine Mutter froh sein konnte, von ihrem Zustand erlöst worden zu sein, von dem keine Besserung zu erwarten war, bevor er den Totenschein ausfüllte und unterschrieb.

Er summte leise »La-le-lu, nur der Mann im Mond schaut zu ...«, während er die Luft mit Hingabe in den Katheter drückte, aufstand und seine Mutter mit Rosamunde Pilcher und der Werbung für Kukident-Haftcreme und Dulcolax gegen Obstipation allein ließ.

Er würde morgen früh nach ihr sehen, wenn es endlich vorbei war.

Wenn sie Glück hatte, würde sie noch die »Ich bin doch nicht blöd«-Werbung und das Happy End im TV mitbekommen, er gönnte es ihr von ganzem Herzen.

Aber jetzt hatte er weiß Gott Wichtigeres zu tun. Er musste in sein streng abgesichertes und schalldichtes Labor gehen. Der Zugang erfolgte durch eine Stahltür, die mit einem elektronischen Schloss versperrt war, dessen Code nur er und seine Mutter kannten, weil hinter ihr auch die Medikamente untergebracht waren, die unter das Betäubungsmittelgesetz fielen. Dort gab es Strom und einen Wasseranschluss, dort war sein ganz persönliches Reich, eben sein »Labor«, wie er seiner Mutter und seinen Mitarbeitern in der Apotheke weisgemacht hatte, in dem er angeblich in seiner Freizeit seinem Hobby, der Chemie, nachging.

Seit seine Mutter das Bett nicht mehr verlassen und ihm heimlich nachspionieren konnte, hatte er den Raum nach und nach ganz seinen Vorstellungen entsprechend eingerichtet. Er war vollkommen mit Fliesen ausgestattet, alle Geräte und der Computer waren auf dem neuesten Stand der Technik. Und er hatte einen weiteren, nicht zu unterschätzenden Vorteil: Man konnte ihn auch durch eine Stahltür von der geräumigen Doppelgarage aus betreten. Wenn man etwas aus dem Auto ausladen musste, was nicht unbedingt jemand zu sehen brauchte, fuhr man in die Garage, schloss das Garagentor wieder mit der Fernbedienung und konnte in aller Ruhe – wenn es sein musste, mit der bereitstehenden Sackkarre – jeden Gegenstand, den man für sein Vorhaben brauchte, ohne unliebsame Zeugen in den Laborraum schaffen.

Alles wäre so perfekt gewesen, genau so, wie er es sich immer vorgestellt hatte. Absolute Kontrolle war etwas, was er zu seinem

Lebensinhalt gemacht hatte. Dummerweise war ihm dann das Leben als solches dazwischengekommen. In Form von migräneartigen Kopfschmerzen, die aus heiterem Himmel und mit einer Heftigkeit auftraten, die ihm die Tränen in die Augen treten ließ. Zunächst hatte er zwar darunter gelitten, sie aber nicht weiter beachtet und gehofft, dass es nur eine einmalige Angelegenheit war. Aber als die Intervalle der Schmerzattacken immer kürzer wurden, wandte er sich doch an einen Neurologen, den er noch von seinem Studium her kannte und der seine Praxis in Radolfzell hatte.

Das Ergebnis der Computer- und der Kernspintomografie war ebenso eindeutig wie niederschmetternd. Er hatte ein anaplastisches malignes Meningeom an der Falx cerebri, also in der Innenseite der Schädelkalotte, das so weit fortgeschritten war, dass eine operative Entfernung praktisch ausgeschlossen war. Aber auch wenn es nahezu aussichtslos war – es gab immer Spezialisten, die so einen riskanten Eingriff wagen würden, das sagte ihm der Neurologe, um ihm nicht alle Hoffnung zu nehmen.

Arbogast, der als Apotheker mit besten medizinischen Kenntnissen nur zu gut wusste, was diese Diagnose und die Prognose bedeuteten, stellte sich vor, wie er nach dem intrakraniellen Eingriff aufwachen würde – wenn er überhaupt wieder aufwachte – und nur noch ein Zombie war, wie seine Mutter nach ihrem schweren Apoplex.

Noch in der Praxis eilte er auf die Toilette, wo er sich heftig übergeben musste.

Nein, das war ausgeschlossen, so wollte er nicht enden. Wenn schon Schluss war, dann mit einem großen Knall. Schließlich hatte er nichts mehr zu verlieren. Wenigstens den Abgang von der Bühne des Lebens, das Wie, würde er sich nicht aus der Hand nehmen lassen. Und er würde ihn so gestalten, dass man sich noch jahrelang landauf und landab das Maul darüber zerreißen würde.

Deshalb ging es von nun an nur noch darum, seinen ursprünglichen Plan zu modifizieren und in der ihm verbleibenden Zeit umzusetzen. Er würde ihn bis zum Finale grande durchführen, das sich in seinem Kopf festgesetzt hatte wie der inoperable Gehirntumor, den er sich bisweilen ohne Selbstmitleid ansah. Er hatte sich

den Ausdruck der Computertomografie hinter seinen Labortisch gepinnt, neben den Kanistern mit der hochexplosiven, selbst hergestellten Flüssigkeit, den Chemikalien und dem Computer, der ihm unbeschränkten Zugang zu allem verschaffte, was er für sein Werk brauchte.

Arbogast hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Eine Strahlen- und Chemotherapie lehnte er ab, die Ärzte gaben ihm, sollte er sich nicht unters Messer legen, noch ein halbes Jahr, ohne Gewähr, aber diese Gnadenfrist war ein Mittelwert aus mehreren Diagnosen. Er war noch bei diversen anderen Spezialisten gewesen, die Prognosen gingen dabei weit auseinander.

Es war der Tag gekommen, als er es endgültig satthatte, von Praxis zu Praxis zu marschieren und Klinken zu putzen, sich das immer gleiche Gelaber der Ärzte anzuhören und ihre auf geziemenden Ernst und Empathie getrimmten Gesichter anzusehen. Sein ganzes irdisches Dasein hatte er darauf hingearbeitet, selbstbestimmt zu leben. Das hatte zuerst seine Mutter verhindert, und nun, da er endlich hätte tun und lassen dürfen, wonach ihm der Sinn stand, war dieser gottverdammte Krebs dazwischengekommen.

Nach dem ersten Schock und der verspätet einsetzenden Verzweiflung war ihm noch in derselben schlaflosen Nacht klar geworden, dass sein Todesurteil gleichzeitig auch eine Chance war, das mit aller Konsequenz durchzuführen, was er immer schon hatte tun wollen. Nun gab es eben keine Optionen mehr.

Dass er über den Zeitpunkt seines Ablebens ziemlich genau Bescheid wusste, hatte auch etwas Gutes. Es machte ihn praktisch unverwundbar, falls er vor dem Finale erwischt werden sollte – was er tunlichst vermeiden wollte. Niemals würde er mit lebenslänglicher Haft und anschließender Sicherungsverwahrung bestraft werden, niemals würde er ein Gefängnis von innen sehen, das war bei seinem ursprünglichen Plan immer seine größte Sorge gewesen. Selbst wenn er das, was er vorhatte, noch so genau und sorgfältig durchführte, gab es immer dumme Zufälligkeiten und Fehler, die einen auffliegen lassen konnten, bevor man sein Ziel erreicht hatte. In seinem Fall war das nun egal. Fast egal – denn sein Ziel, die große Apotheose seiner selbst, musste natürlich

erreicht werden, sonst wäre alles umsonst gewesen. Erst wenn er mit seiner Tat ans Ziel gekommen war, hätte sein ganzes Leben einen wirklichen Sinn gehabt.

Er starrte einen Kratzer an der Stahltür an und merkte, dass er, anstatt den Geheimcode einzugeben, wieder einmal regungslos stehen geblieben war, ganz in seine Gedankenwelt versunken, und dabei jegliches Zeitgefühl verloren hatte. Als er einen Blick auf seine Uhr warf, stellte er fest, dass er mindestens fünfzehn Minuten lang einen völligen Blackout gehabt haben musste. So etwas war früher, als er noch gesund war, nie vorgekommen. Es konnte durchaus eine Folge der Krankheit sein, die sich da in seinem Kopf eingenistet hatte. Das bereitete ihm mehr als ein dumpfes Unbehagen – so ein Aussetzer zur falschen Zeit konnte ihm den entscheidenden Strich durch die Rechnung und damit alles zunichtemachen. Was, wenn er für immer länger werdende Zeitabschnitte nicht mehr wusste, was er tat?

Er verdrängte den Gedanken daran wieder. Er musste sich darauf konzentrieren, was er sich jetzt und heute noch zu erledigen vorgenommen hatte, und tippte endlich die Zahlenfolge ein.

Im Labor machte er Licht. Auf dem einfachen Feldbett lag das Mädchen wie Schneewittchen im Glassarg. Lange Haare, schwarz wie Ebenholz, das Gesicht bleich wie Schnee, die Augen wie im Schlaf geschlossen, die Arme ausgestreckt am Körper. Sein Eröffnungszug gewissermaßen. Arbogast war begeisterter Schachspieler. Und zwar ein guter – er hatte bis zum Schachmatt seines Gegners alle Züge schon vorausberechnet. Das Mädchen stand unter perfekt dosierten Drogen und bekam nichts davon mit, wo es war und was um es herum vorging. Es war seit einem Tag in seiner Gewalt und mit Kabeln an einen Monitor angeschlossen, der seine Vitalfunktionen kontrollierte und den er über sein Smartphone ständig überwachen konnte. Gelobt sei das heilige Zeitalter der Computertechnik!

Er streckte die Hand aus und wollte dem Mädchen über die schwarzen Locken streichen. Im letzten Moment hielt er sich

zurück, weil er gerade noch rechtzeitig merkte, dass er seine Vinylhandschuhe nicht anhatte. Beinahe hätte er einen unverzeihlichen Fehler gemacht. Wenn man nicht an alles dachte!

Er studierte das Gesicht, das gelegentlich zuckte, als würde sich in seinem Kopf ein schrecklicher Alptraum abspielen.

Arbogast lachte in sich hinein. Niemand wusste, dass dies erst der Auftakt zu einem Spektakel großen Ausmaßes war, gegen den ein Shakespeare'sches Königsdrama ein müdes Possenspiel war. Dabei hatte er ein Faible für Shakespeares Schurken: König Lear, Richard III., Macbeth ...

Er würde sie alle wie Waisenknaben aussehen lassen.

Aber dann würde es zu spät sein.

Der Name des Mädchens war Sandra.

Es war fünfzehn Jahre alt und die Nichte des Polizeichefs der Kripo von Friedrichshafen, Kriminaldirektor Thielen.